

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit
Band: 24 (1972)
Heft: 7

Rubrik: Gedanken am Bildschirm

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zum Frühlingsfest, die Zerstückelung von Medeas Bruder zwecks Ablenkung der Verfolger, die Tötung der Knaben, die zweimal vorgeführte Ermordung Kreusas (einmal als eine Vision Medeas und einmal als Ausführung ihres Plans) – diese Orgie in Blut und Tränen, so genüsslich sie arrangiert und gefilmt erscheint, lässt zumindest andeutungsweise das Lebensgefühl einer archaischen Welt erahnen, die in ihrer Unschuld uns Heutigen unvorstellbar geworden ist.

Pasolinis Jason hingegen ist der moderne junge Mann, bereit, das erfolgversprechende Abenteuer zu wagen, bereit auch, Medeas hohen Einsatz und die durch sie verkörperte Hilfe der Götter bedenkenlos zu nutzen, der aber, um den Lohn geprellt, gleichgültig die Achseln zuckt: Fern seiner Heimat sei das Goldene Vlies wahrscheinlich ohnehin nichts wert. Dass Medea Jason, der Sage entsprechend, besiegt, passt nicht in dieses Konzept, es sei denn, der Filmschluss sei als Prophetie gemeint, als Sieg des zerstörerischen Unbewussten über die sich allzu sicher wähnende Ratio.

Im übrigen ist «Medea» fast ein Stummfilm mit grossen Stars, mit einer zum Mythos erstarrten Maria Callas, einer archaischen Landschaft und mit einer Musik, die eine totgeglaubte Sage vollends als Pasolinis ureigenes Werk auferstehen lassen.

Dorothea Hollstein

setzen wollte. Und schon wenig später war der «Panzerkreuzer Potemkin» in aller Welt bekannt und berühmt. In vielen Ländern allerdings fürchtete man auch den revolutionären Elan des mitreisenden Films und verbot ihn kurzerhand. In der Weimarer Republik zum Beispiel versuchte die Reichswehr, die Aufführung des «Panzerkreuzer Potemkin» zu verhindern; aber nach vorübergehendem Verbot und heftigen Protesten gegen diese Zensurenentscheidung wurde er dann doch freigegeben. Was von der Aversion der Reichswehr blieb, war ein wohl einmaliges Dokument: Den Soldaten der Wehrmacht wurde der Besuch des Films vom Reichswehrminister verboten.

Natürlich wurde der Film im «Dritten Reich» wieder verboten. Aber insgeheim forderte Goebbels die deutschen Regisseure auf, ihm einen «neuen Potemkin» zu drehen. 1958 veranstaltete man anlässlich der Brüsseler Weltausstellung unter Filmkritikern aus aller Welt eine Umfrage, mit der die «zwölf besten Filme aller Zeiten» ermittelt werden sollten. Die meisten Stimmen erhielt «Panzerkreuzer Potemkin». Von 117 Kritikern hatten ihn 100 benannt. Der Begründung zum Prädikat «Besonders wertvoll», das die deutsche Filmbewertungsstelle dem Film verlieh, ist zu entnehmen: «Dieser Film von Sergej M. Eisenstein ist zu den bleibenden Zeugnissen grossartiger Filmkunst zu rechnen. Nach wie vor ist die balladeske Wucht dieses berühmten Filmwerks von erregender Gegenwärtigkeit. Auch als Zeugnis für eine wegweisende Bilddramaturgie bleibt dieser Film für alle Zeit ein künstlerisches Dokument von hohem Rang... Wohl niemand vermag sich – auch heute noch – der bannenden Wirkung zu entziehen, die beispielsweise von dem fast choreographisch anmutenden Aufbau und der Führung der Massenszenen ausgeht oder auch von der souveränen Aufteilung des Bildraums... Kameraführung, Schnitt, Montage sind bis auf den heutigen Tag in ihrer Grundlage vorbildlich und massstabsetzend geblieben.»

18. April, 22.50 Uhr, ZDF

Panzerkreuzer Potemkin

Sergej M. Eisensteins Meisterwerk

Sergej M. Eisensteins «Panzerkreuzer Potemkin» gehört zu den berühmtesten Werken der Filmgeschichte. Der Film entstand 1925, zum 20. Jahrestag des Matrosenaufstandes, dem er ein Denkmal

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Die kleinen Kinder und der liebe Gott

Am 10. März zeigte das Deutschschweizer Fernsehen einen Filmbericht von Christian Senn zu diesem Thema. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin wirkte die Berner Kinderpsychologin Rosemarie Belmont, neben Ines Buhofer. Die Umfra-

ge und ihre statistische Auswertung wurde von der «Kirchensoziologischen Forschung und Beratung» (KFB) in Zürich durchgeführt.

Vorweg einige wenig überraschende Teilergebnisse zur religiösen Kleinkinder-Erziehung, wie sie im Filmbericht verstreut auftauchten: 91 % der befragten Mütter von Kindern im Alter von ein bis fünf Jahren stellten sich positiv zu einer religiösen Erziehung ihrer Kinder, doch

mochten sich nur 40 % selber als aktive Kirchenglieder einer katholischen oder reformierten Landeskirche bezeichnen. Auf die Frage, wo denn der liebe Gott wohne, erhalten immer noch fast 50 % der Kinder die Antwort: «Im Himmel»; sollten sie weiterfragen, wo sich denn dieser Himmel befinde, erhalten wiederum fast 60 % von ihnen die Antwort: «Über den Wolken!». Schon diese Zahlen erfordern einen etwas kritischeren Kommentar, als er im Film gegeben wurde: Man ist versucht, hier von religiöser Schizophrenie zu sprechen, denn einerseits denken sich diese Mütter die kleinkindliche Vorstellungswelt ziemlich naiv aus, was die Fähigkeit zur Aufnahme von religiösen Antworten betrifft, wo sie doch andererseits in allen anderen Bereichen eine oft überfordernd realistische Anpassung von ihren Kindern verlangen. Diesem Umstand entsprechend geben sie dann auch Antworten, die für sie selber entweder gar keine Bedeutung haben oder doch mit der einigermaßen vernünftigen Alltagssprache nicht in Einklang zu bringen sind. Kann man bei solchen Feststellungen überhaupt noch von einer religiösen «Erziehung» reden? Ich denke, es handle sich dabei viel eher um ein fast krankhaftes Ausweichen vor den Problemen, weil religiöse Zweifel immer noch tabuisiert werden. Noch weniger als in anderen Bereichen wagen die Eltern auf religiöse Fragen ehrliche Antworten zu geben oder gar einzugestehen, dass sie selber unsicher sind und gelegentlich keine Antwort wissen.

Neben dieser Statistik wurden auf Grund von Kinderzeichnungen drei Hauptzüge der kindlichen Gottesvorstellung erhoben. Sie ergaben sich vor allem aus den Kommentaren der Kinder zu ihren Bildern. «Gott» gilt also einmal als der grosse Zauberer, der einfach alles kann und auch die Welt geschaffen hat; dieser magische Vorstellungszug entspricht einer psychologischen Phase im Kleinkindalter. Dann wird er als starker Beschützer und mächtiger Bewahrer alles Kleinen vorgestellt. Schliesslich fürchten sich die Kinder vor ihm als dem strengen, gelegentlich brutalen Richter. Im Film wurde nebenbei die Gefahr dieser Vorstellungen, besonders die des Richter-Gottes, für die kindliche Psyche und ihre Entwicklung erwähnt. Endlich scheint einen vierten Hauptzug die Identifikation Gottes mit dem leiblichen Vater darzustellen. Das war denn auch der einzige Zusammenhang, in welchem der Vater als mitverantwortlich für die religiöse Erziehung erschien.

Auf die besonderen Gefahren aller dieser Züge wurde nicht ausführlich und bloss unter psychologischen Gesichtspunkten eingegangen. Wie steht es aber mit einer theologischen Kritik dieser Tatsachen? Hinter jedem der vier Hauptzüge der kleinkindlichen Gottesvorstellung steckt nämlich auch ein theologisches Missverständnis, das eigentlich ebenfalls hätte aufgedeckt werden sollen.

Zunächst zum Richter-Gott: Diese Vorstellung kann sehr leicht zum Schreckgespenst für die Kinder aufgebraucht werden, so dass sie Gott gar als willkürlichen Tyrannen erfahren. Der alttestamentliche,

rachsüchtige und kriegerische Jahwe wird unreflektiert aufgenommen und als Unterdrücker in einer repressiven Erziehung missbraucht. Dazu ein krasses Beispiel aus meiner bescheidenen seelsorglichen Praxis: Eine Frau in mittleren Jahren kommt mit einem kombinierten Mutter- und Kirchen-Komplex. Sie hat Gott nur als grausam drohendes Schreckgespenst erfahren, da ihre Mutter, als die Frau ein Kind war, ihn bei jeder Gelegenheit auffahren liess, wenn sie mit der Tochter nicht selber fertig wurde: sei es, dass das Mädchen sich auflehnte, den Gehorsam verweigerte oder irgendeine kleine Haushaltregel übertrat. Immer musste der übermenschliche Rächer herhalten und als Erziehungsmittel dienen, in welchem sich ein uneingestandes Zeichen des Hasses gegen das eigene Kind verbarg. Da die Mutter ihr Kind nicht lieben konnte, kam ihr der Richter-Gott aus der kirchlichen Tradition eben gelegen, um diese Liebe zu ersetzen. Die Frau bezahlte für diese «Erziehung» mit einer Religions-Neurose und befindet sich deswegen in psychiatrischer Behandlung!

Aber auch der Beschützer-Gott und der magische Zauberer haben ihre theologischen Gefahren: Zu dem ersten kann man sich sehr leicht auch später hinflüchten, wenn man sich von den Mitmenschen bedroht fühlt oder sich einfach vor ihnen fürchtet; er dient dann als Mittel zur egoistischen Abwendung von den Mitmenschen, zur Introversion. Der betroffene Mensch kann von dieser Vorstellung her nicht mehr für sein Recht kämpfen, weil der Beschützer-Gott ja nicht öffentlich für das Recht der Benachteiligten eintreten kann, wie etwa im Alten Testament; seine Beschützerfunktion wird verinnerlicht. Durch den grossen Zauberer kann man sich ebenso leicht vom persönlichen, sozialetischen und politischen Engagement dispensieren lassen: Er wird es schon recht machen, ich als kleiner Mensch kann dazu doch nichts beitragen! Solche Rede ist jedenfalls in religiösen Dingen gang und gäbe, steht aber in einem deutlichen Widerspruch zu der Annahme des Menschen durch Jesus und zur paulinischen Rechtfertigungslehre, nach der jeder Christ sich als ein «Heiliger» verstehen darf und soll!

Am fruchtbarsten erscheint zunächst die Identifikation Gottes mit dem Vater, also die Vorstellung vom «himmlischen Vater». Sie könnte sich ja der Entwicklung des Verhältnisses und der Beziehungen zum leiblichen Vater anpassen und dann mit dieser sich wandeln. Ein wichtiges Problem allerdings stellt sich hier mit der Ablösungszeit in der Pubertät: Wenn ein Jugendlicher langsam und durch Krisen hindurch ein realistisches und distanzierendes Verhältnis zu seinem Vater sich aneignet und erkämpft, dann wird dieser Ablösungsprozess, wenn nicht gefördert, so doch heute kaum mehr ernstlich behindert. Schliesslich befinden wir uns – mit dem berühmten Buchtitel von Alexander Mitscherlich zu sprechen – «auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft». Doch gerade dieses Selbständig- und Mündigwerden wird mit Bezug auf die Gottvater-Vorstellung – trotz bekannter, theologi-



Abschluss der Lubitsch-Reihe im Deutschschweizer Fernsehen mit «Design for Living»; in den Hauptrollen spielen Miriam Hopkins, Gary Cooper (rechts) und Frederic March

scher Arbeiten, wie etwa derjenigen von Dietrich Bonhoeffer – verhindert und bleibt weitgehend tabuisiert. Obwohl sich fromme Christen auch im heutigen technologischen und wirtschaftlichen Alltag sehr ziel- und selbstbewusst geben können, vor ihrem Gottvater wollen sie – wenigstens im religiösen Bereich – naive Kinder bleiben. Wie sollten da ihre Kinder sich ein praktikables Verhältnis zu Gott auch für den Alltag schaffen können?

Der schwerwiegendste Einwand jedoch, sowohl gegen die religiöse Kleinkind-Erziehung wie auch gegen den Filmbericht von Christian Senn, ist meines Erachtens ein christologischer: Wird einseitig am Vater- (Richter-, Beschützer-, Magier-) Gott festgehalten, dann verleugnet man im Grunde seine Menschwerdung im Christus, man erzieht die Kinder zu einer unchristlichen, heidnischen Religiosität! Jesus von Nazareth, unser Bruder und Mitmensch, hat in dieser Erziehung keinen Platz; allerhöchstens tritt er, mit denselben Zügen des Magier-Heilands, des Beschützer-Hirten und des Endzeit-Richters versehen, als süsser oder schrecklicher Nebengott auf, wie er aus den «Sonntagsschulgeschichtlein» zur Genüge bekannt sein dürfte. Er wird nicht, wie es doch entsprechend zur Vater-Vorstellung geschehen könnte, mit dem Bruder und später mit dem Mitmenschen identifiziert; obgleich uns Christen doch Gott in ihm am anschaulichsten und sehr realistisch begegnet! – Hier liegt die verpasste Chance einer theologisch verantwortbaren und hilfreichen Aufklärung bei den Nöten der religiösen Erziehung im Filmbericht; es hat sich gerächt, dass man das Problem nur psychologisierte, nicht aber theologisch durchleuchtete. So ist denn der Filmbericht wohl nicht einmal als sprichwörtlicher Tropfen auf einen heissen Stein zu werten; er war schon

verdampft, bevor er überhaupt über den Bildschirm ging! Urs Etter

Der Filmbericht von Christian Senn wurde an Ostern wiederholt. Im Anschluss an die Ausstrahlung fand ein Gespräch zum Thema «Religiöse Erziehung» statt, auf das in dieser Nummer aus abschlusstechnischen Gründen nicht mehr eingegangen werden kann.

Das Glück der Glücks-Spirale

Am 10. März lief abends anderthalbstündig die grosse Auftaktssendung zur «Glücks-Spirale» im Deutschen Fernsehen. In der besten Zeit: nach der Tageschau und vor dem Wochenende. Die Zeit also, in der man sich ein Haus hinterm Ofen baut, warm drin hockt und die Welt sein lässt, um sich berieseln zu lassen. Ja, wovon? Diesmal war's Reklame, oder gar Advertising? – oder Marketing? Von allem wohl etwas, denn nur auf eine oberflächliche Prüfung ist das alles gleich. Reklame ist ein bisschen antiquiert, da denkt man daran, dass man «was aufzieht». Sobald die Werbung etwas grösser wird, sagen wir mal professioneller, ist Advertising angebracht. Denkt man aber etwas intensiver über die Sendung nach, muss man wohl von Marketing reden. Denn hier war Marktforschung und aktive Marktpolitik am Werk (es geht ja um die Olympischen Spiele). Für viele ist Werbung eine undiskutierte Tatsache, die eben heute dazugehört, eine Erscheinung von naturwüchsiger Selbstverständlichkeit oder gar Volkspoesie und Volkskunst, die aus den angebotenen Dingen irgendwie hervorwächst; ein Arsenal mehr oder weniger lustiger sprachlicher Erfindungen, die dem Hersteller zu seinem Produkt eingefallen sind.

So ähnlich war es ja auch. Es war so unverschämte naiv! Der Zuschauer sah seine Lieblinge, auch wenn das in der Hauptsache ein bisschen schon zerkochte Grössen waren. Da waren Hans Söhnker, Ingeborg Hallstein, Peter Frankenfeld, Liselotte Pulver, Freddy Quinn, Hans Schenk, Erik Ode, Walter Giller, Gustav Knuth, Tagesschau-Sprecher Dombrowski (nebenbei: er ist auch Operettensänger) und die Monitor-Stars Rohlinger und Cassdorf. Es war also eine Art Eintopf, der Pfadfinder liebste Speise. Der Eintopf war ein fettiger Mus, aus dem alle Vitamine entwichen waren. Es wurde gesungen; alle sangen: Es ist eben die Macht der Musik, und singen ist so verteufelt menschlich. Dazwischen dämliche Sketchs, um immer wieder an die «Glücks-Spirale» zu erinnern. Hallstein und Söhnker leiteten das Animierte ein: «Schade, dass wir so viele Zuhörer haben, sonst könnten wir die halbe Million alleine gewinnen.» Und das «Salto Mortale»-Team reimte: «Wir zeigen Ihnen das bunte Zirkusspiel und das Euch die Show gefiel!» Gereimt wurde auf dem Notzuchtwege: von oben nach hinten durch die Brust ins Herz. Es war zum Entsetzen naiv. Wie sie auftraten, was sie sangen und wie sie sangen, war heruntergekommene Operettenwelt. Hallsteins klassische Arie konnte da auch nichts retten. Im Gegenteil, dieser Ritt auf der Mozartkugel verstärkte noch den Eindruck dass – insgesamt – auf Schmierseife gesungen wurde, der man entglitscht. In Gefühlsöl waberte jeder. Kommissar Ode sang: «Meine Frau ist der geborene Kommissar, aber dann doch ein milder Richter», und der neue Heintje (der darf nicht fehlen), der «kleine Nick», trillerte mit glücklich-fröhlichem Vibrato: «Ich bin zwar k-l-l-ein, aber oho!» Bei all dem Gesinge und Gespiele, das offenbar nur für Mütter mit kleinen Töchtern, alter Töchtern mit Müttern, Witwen, grauen Mäuschen und Mauerblümchen, Schreibsaalgemeinschaften, Putzfrauenkolonnen und Kaffeekränzchen gemacht zu sein schien, fiel am perfidesten die Selbstwerbung auf. Nicht für die Glücks-Spirale, nein über die Glücks-Spirale wurde an die Menschen von der Schattenseite, an die Zukurzgekommenen für das Allzumenschliche am Image der Lieblinge appelliert. Der «Mänzer Karnevalistenregisseur» Hans Schenk und Hit-Paraden-Jockey Dieter-Thomas Heck blödelten: «You are crazy!» «No, Schenk.» Walter Giller und Frankenfeld: «Guck mich an, du siehst aus wie der Giller.» Quinn und Pulver: «Sie können dann die Liselotte in Farbe sehen» (wenn Sie einen Farbfernseher gewinnen). «Wie werde ich erst im plastischen Fernsehen wirken?» Ja – wie? Es genügt schon so. Allzu bekannte Schlager wurden zu Schmönzetten gebuttert und verstopften das Gehirn ausschliesslich zum Sitz eines derangierten Gemüts. Nein, was hier geboten wurde, war Reklame auf unterstem Niveau. Es ging um das «Aha-Prinzip» (Aha, der Kommissar; aha, die Hit-Parade). Das sollte man endlich mal begreifen, dass der Kommissar nicht nur ein Kommissar ist, sondern ein Mensch wie

du und ich. Das wurde einem spätestens klar, als er sang.

Der Zuschauer erfuhr mit Hilfe seines Lieblings eine Initiation in die Traumwelt. Das ist gekennzeichnet durch die Negation des wirklich Vorhandenen: man gab ja zu, dass alles nur Spiel ist, und lächelte mit feucht-fröhlicher Schunkelmentalität. Und die Affirmation des vergeblich Ersehnten: Erfolg und Sorglosigkeit. Die Welt der Lieblinge ist a-geschichtlich, jenseits der Vergänglichkeit des Irdischen. Auch die Lieblinge – darauf spielten sie selbst immer wieder an – sind nur Muster für die Zeitlosigkeit des Glücks (Frankenfeld mimte den Gewinner und Verlierer. Das war herzig, und mit viel Gelächter wurde er belohnt).

Die Allgegenwärtigkeit des durch Verdrängung aufgebauten Paradieses macht die Lieblinge letztlich wie ihre Attribute zu manipulierbaren Faktoren der Traumindustrie. Dennoch: dieses vorgestellte Glück soll nicht ganz utopisch sein. Wäre es der gesellschaftlichen Wirklichkeit völlig entrückt, müsste es frustrieren, würde es zum Rückzug, zur Vereinzelung auffordern. Das darf nicht sein: es geht um funktionierende Zeitgenossen. So trat auch hier zum Appell der Selbstwerbung ein moralisch-weltanschaulicher: als versteckter Hinweis auf ein materialistisch-pragmatisches Mittelstandsweltbild, dass die Lieblinge und Konsumenten umschliesst und sie somit einander näherbrachte. Mit augenzwinkernder Gelassenheit spielten die Grössen eine umwerfende Geburtsstunde: die Menschen sind alle gleich. Sie lachen gleich, sie singen gleich, und wenn es ethnische Ausnahmen gibt, dann ist das nur formal. Der gemeinsamen Materie kann niemand widersprechen. Gunter Sachs ist eben auch nur ein Kaminfeger.

«Mit fünf Mark sind Sie dabei – und mit ein bisschen Willen sind Sie Millionär!» «Ein Glück, das auch mal der Ärmste gewinnen kann!»

Wolfram Knorr

TV-TIP

8. April, 16.15 Uhr, ZDF

Interviews mit Süchtigen

Die Stufen des Verfalls durch Drogen, demonstriert von Professor Dr. Paul Kielholz, Basel

Wissen viele Eltern genug, um ihre Kinder über das Drogenproblem aufzuklären zu können? Wissen sie, welche Drogen

psychisch abhängig und welche körperlich süchtig machen können? Mit diesen Fragen bietet die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung «Informationen zum Drogenproblem» an. Das ZDF vertieft diese schriftlichen Broschüreninformationen durch «Gespräche mit Süchtigen», die Ärzte der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel mit Drogenabhängigen auf dem XX. Internationalen Fortbildungskongress der Bundesärztekammer in Davos führten.

9. April, 19.15 Uhr, ZDF

Fass ohne Boden

Kirchliche Entwicklungshilfe und Welt-handel

Unmittelbar vor der Eröffnung der Welt-handelskonferenz in Santiago de Chile wird die Frage gestellt, ob die Entwicklungshilfe, besonders der breite kirchliche Entwicklungsdienst, die Handelsproblematik nicht sträflich vernachlässigt hat. Die grossen ökumenischen Entwicklungskonferenzen haben zwar immer wieder betont, dass eine Entwicklungsarbeit ohne verbesserte Handelsbedingungen und ohne eine liberale Öffnung der Märkte für die Produkte der Dritten Welt ein Fass ohne Boden sei. Aber die Haltung der reichen Industrienationen hat sich kaum geändert. Fallende Rohstoffpreise, Importbeschränkungen für Halb- und Fertigwaren aus Entwicklungsländern, Zölle und unbegründete Vorurteile des Verbrauchers gegenüber Produkten aus anderen Kulturbereichen behindern den Handel. Die Autoren dieser Dokumentation wollen zeigen, dass nur ein unbeirrtes und zugleich sachkundiges Engagement kirchlicher Entwicklungsträger für den Abbau von Handelshindernissen aus der Sackgasse der Entwicklungsarbeit führen kann.

10. April, 20.20 Uhr, DSF

Der Versager

Fernsehfilm von Herbert Knopp

Der Sachbearbeiter Bach ist 45 Jahre alt, verheiratet und seit vielen Jahren bei der Neovag-Versicherung tätig. Er wohnt mit seiner Frau und seinem Kind am Stadtrand in einem Reihenhauses, das in drei Jahren abbezahlt sein wird. Bis dahin muss er noch seinen alten Wagen fahren.

Der Sohn von Bach kommt nur in den Ferien nach Hause, denn er ist auf einer Internatsschule, die zum Teil von Bachs Schwiegervater bezahlt wird. In der Versicherung hat Bach einen neuen Filialleiter, Dr. Sauerwein, bekommen. Als dieser von Rationalisierung spricht, ahnt Bach, was kommen würde: Gleich in